



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bürgers, Robert: Deutsch-Amerikaner

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Enttäuschung. Der Enttäuschung, wie wenig Positives von den vielen Worten übrig bleibt, wie wenig wirkliches Bauwerk unter den vielen Ornamenten sich verbirgt. Und dann, wenn wir den herausgeschälten Gedanken kritisch zu Leibe gehen und sie auf ihren fördernden Gehalt prüfen, überkommt uns noch größere Enttäuschung: nur allzu schnell entpuppen sich diese so reich verbrämten Gedanken als ganz subjektive, wankende Einfälle. Einfälle, die, so geistreiche Lichter sie auch auf ihren Gegenstand werfen, doch eine tiefer eindringende Erkenntnis der Dinge nicht bewirken. Woher nun diese so merkwürdige Erscheinung, die jeden, der mit Simmel sich beschäftigt, einmal mit grausamer Helligkeit überkommt? Simmel interessiert an den Dingen nur das „Wie“ und nicht das „Was“. Es ist für ihn im wesentlichen dasselbe, ob er über ein Problem bei Schelling, über die Mode, über die Religion, über ein Kunstwerk philosophiert. Die Dinge sind ihm nur Anlaß, sich an ihnen zu berauschen zu einem Erlebnis, das ihm dann zum Ausgangspunkt blendender logischer Kunststücke wird. Es fehlt ihm jener andere philosophische Drang, der mit Weltanschauung und Religion verwandt ist, der mit dem Willen gepaart ist, Zusammenhang und Einheit in das bunte Chaos der irdischen Welt und ihres Ablaufs zu bringen, und der vor allem den Zwang in sich trägt, eine innerlich erlebte sittliche Note den Dingen aufzuprägen.



Deutsch-Amerikaner

Von Robert Bürgers-Liegnitz



as sagt dieses uns geläufig gewordene Wort „Deutsch“-Amerikaner? Stellen die Deutsch-Amerikaner ein dem eigentlichen Amerikanertum gegenüber geschlossen auftretendes Gebilde, einen Stamm etwa wie die in den Vereinigten Staaten lebenden Chinesen dar? Nein, wenn wir Kinder eines Mannes, der vor vierzig Jahren aus Deutschland zugewandert ist, treffen, so werden wir finden, daß sie in den meisten Fällen schlecht, in vielen gar nicht und in sehr seltenen Fällen gut deutsch sprechen. Da die Sprache als das höchste Gut der Eigenart eines Stammes gilt, hat man daraus den Schluß gezogen, daß die nach Amerika ausgewanderten Deutschen recht verdammenswerte Subjekte seien, da sie ihre Eigenart sofort über Bord geworfen und sich mit dem fremden Volkstum vermischt hätten. Die schärfste Kritik haben sie aus ihrem früheren Vaterlande über sich ergehen lassen müssen, und ich muß sagen, daß ich eine Reihe von Fällen drüben erlebt habe, in denen Deutsch-Amerikaner,

die selbst erst aus Deutschland eingewandert waren, von ihrem früheren Vaterlande in wegwerfender und wenig anhänglicher Weise sprachen und so diese Kritik vollauf verdient hätten.

Als ich einmal einen Fabrikbesitzer aus einer größeren Stadt im Osten, der mir gleich erzählte, daß sein Bruder eine höhere Stelle im preußischen Staatsdienste erreicht habe, fragte, ob er nun, nachdem er es hier zu Ansehen und Wohlstand gebracht habe, nicht den Wunsch habe, daß seine Kinder wieder nach Deutschland zurückkehrten, erhielt ich zur Antwort: „Das kann ich meinen Kindern doch nicht zumuten, sie aus den freien Verhältnissen hier herauszureißen und sie wieder nach Deutschland zu schicken.“ Dasselbe nur in schärferer Form kann ich aus dem Staate Colorado berichten. Dort fiel auf die gleiche von einem in Denver wohnenden Herrn an einen Deutsch-Amerikaner gerichtete Frage einer der Nebensitzenden ins Wort und sagte: „Na, so verrückt wirst du doch nicht sein, deine Kinder wieder nach Deutschland zu schicken“.

Dem deutschen Botschafter wurde einmal bei der Besichtigung einer Universität ein Kastellan vorgestellt, der in Deutschland die Feldzüge mitgemacht hatte. Auf die Frage des Botschafters, ob er denn nicht gerne wieder zurück wolle, war der Veteran ganz erstaunt und sagte: „Nein, wer aus Deutschland einmal heraus ist, der will doch nicht wieder zurück.“

Aber diese Fälle sind doch nicht etwa als die Regel anzusehen. Oberständen sonst die sich stets vermehrenden deutschen Klubs und Vereine, die geselligen Vereine, die Hermannsbrüder, die Gesang-, Theater-, Schützenvereine, sogar die deutschen Kriegervereine in solcher Blüte?*) Gerade die dem Deutschen angeborene Freude an soldatischem Wesen scheint lange vorzuhalten.

Sehr interessant war die Befundung eines jüdischen Direktors einer Großbank. Er stammte aus dem Schwarzwald, und so oft er konnte, fuhr er nach Europa und besuchte sein heimatliches Schwarzwaldbüdchen. Dieser sagte: „Wir mögen hier noch so große Erfolge haben, es mag uns so gut gehen, wie es will, eines bleibt: das Heimweh, das werden wir nicht los“.

So stehen sich die verschiedenartigsten Befundungen von Deutsch-Amerikanern über ihr Verhältnis zum früheren Vaterlande gegenüber, und es ist schwer, sich zu einem richtigen Urteile hindurch zu finden. Eins scheint mir oft verkannt zu sein, das ist Motiv und Zweck der Auswanderung des Deutschen nach den Vereinigten Staaten. Der Deutsche, der nach einem anderen fremden Lande, sei es nach Spanien, Marokko, Britisch-Indien, Japan oder einer Kolonie geht, hat nicht die Absicht, aus seinem alten Staate auszutreten und nun Spanier, Japaner oder Engländer zu werden, sondern er will in dem fremden

*) Bei letzteren, die einerseits nur Leute aufnehmen, die unter der Fahne des Deutschen Kaisers ihrer Wehrpflicht genügt haben, ist es ja ein sonderbarer Widerspruch, daß sie auf der anderen Seite es zur Bedingung machen, daß der Neuaufzunehmende das amerikanische Bürgerrecht bestige. Beim Erwerb des Bürgerrechts hat er aber zu schwören Treue zur Union und abzuschwören seinem früheren Herrscher, insbesondere dem Deutschen Kaiser.

Lande nur die vielleicht günstigeren Verhältnisse ausnutzen, dort seine Geschäfte treiben und nach erreichtem Erfolge in Deutschland wieder die Früchte seiner Mühen genießen. Würde ein solcher Mensch in dem fremden Lande seine deutsche Abstammung verleugnen und den Einwohner des betreffenden Landes kopieren wollen, was ja auf unsere Landsleute gerade in englischen Ländern und Kolonien einen gewissen Reiz auszuüben scheint — so würde man das mit Recht beschämend und lächerlich finden.

Anders der Auswanderer nach der Union!

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind ein Staatswesen, das sich durch den freien Zusammenschluß von Einwanderern aus Europa auf dem neuen Kontinent gebildet hat. Dieser Gründungsakt erneuert sich gewissermaßen noch jeden Tag, indem die fortwährend zuströmenden Scharen von Auswanderern in dieses Staatesgebilde eintreten und durch Ableistung des Bürgereides sagen: Wir wollen helfen, diesen neuen Staat weiter auszubauen und eine neue Volksrasse zu gründen.

Der Auswanderer aus Deutschland ist meist formell aus seinem alten Staatsverbande entlassen, er verläßt in achtundneunzig von hundert Fällen seine alte Heimat, weil sie ihm nicht das geboten hat, was er glaubte im Leben erhoffen zu dürfen, und sucht das neue Land auf im Vertrauen auf günstigere Existenzbedingungen und in der Absicht, ein guter Bürger des neuen Staates zu werden, der ihm die gastliche Aufnahme gewährt. Ob dieses Aufgehen zahlreicher reichsdeutscher Elemente in der Union nicht hätte ersetzt werden können durch eine planmäßige Ableitung der Auswanderung in wirtschaftlich ebenso günstige Länder, z. B. Argentinien, in denen ein überwiegend deutsches Element schließlich zur Ausdehnung der politischen Macht des Deutschen Reiches hätte führen können, ist eine andere Frage; so wie die Verhältnisse aber bei der Union liegen, wird man logischerweise von den deutschen Einwanderern nicht etwa verlangen können, daß sie eine einheitliche Gruppe bilden müßten, die gewissermaßen auch politisch mit dem alten Vaterlande in Verbindung bliebe.

Ebenso darf man aber auch auf der entgegengesetzten Seite nicht zu weit gehen, indem man etwa sagte: Wenn der Auswanderer in den neuen Staat eintritt und dort den Bürgereid leistet, so ist er eben nur noch Amerikaner, er kann seinerseits seinem früheren Staate und Volke gegenüber tun und lassen, was er will. Denn er geht uns nichts mehr an; für uns ist er nichts anderes wie jeder andere Ausländer.

Diese Lösung der deutsch-amerikanischen Frage wäre ja eine sehr radikale und leichte, aber eben deswegen auch keine erschöpfende und zutreffende.

Wenn wir davon ausgehen, daß die heutige Entwicklung der europäischen Reiche im wesentlichen besteht in einer Entwicklung der Nationalitäten auf Grund der Bewahrung und Vervollkommnung der Rasseeigentümlichkeiten, so werden wir von dem Amerikaner deutscher Abstammung verlangen dürfen, daß er diejenigen Eigentümlichkeiten seiner Art, die sein Muttervolk groß gemacht haben,

im fremden Lande nicht ohne weiteres über Bord wirft. Mag er ein guter Bürger des neuen Staates werden — und das ist er wohl fast stets —, aber verstehe er es auch, die guten Seiten seiner deutschen Art sich möglichst zu erhalten und seinen Kindern zu vererben, und bedenke er, daß unter den Eigenarten einer Rasse die Sprache mit der wertvollste Besitz ist. Es mag zugegeben sein, daß in dieser Hinsicht die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten recht schwierig waren. Bis in die letzte Zeit wurde der Deutschman gerne als eine komische Figur hingestellt, die auch in keiner Theaterposse fehlte. Ein gutmütiger, langsamer Tölpel, der von den anderen immer gehänselt wird und stets zu spät kommt, so wurde er dargestellt. War nun in einer deutsch-amerikanischen Familie im Hause die deutsche Sprache gepflegt worden und ein Kind kam in die Schule, so gab der Mangel an Fertigkeit im Englischen den anderen Kindern willkommenen Gelegenheit, über den Slow dutchman zu spotten. Und da ist es doch erklärlich, daß die Kinder sich mit erhöhtem Eifer der englischen Sprache hingaben, um nicht ihren Mitschülern, die ohnehin schon zum Spott neigten, auch noch in dieser Beziehung unterlegen zu erscheinen. Dasselbe Motiv hat auch die Erwachsenen so oft schnell ihre deutsche Sprache vergessen und sich der englischen hingeben lassen; es war eben notwendig, um nicht im wirtschaftlichen Kampfe dem zahlreicheren englischen Elemente gegenüber der Unterlegenere zu sein. Die scharfe Beurteilung, die sie deshalb von Deutschland aus erfahren, beruht wohl oft auf nicht genügender Kenntnis der Verhältnisse. Welche Schwierigkeiten es macht, in einer Familie die deutsche Sprache in der zweiten und folgenden Generation zu bewahren, und welche Achtung das verdient, das kann wohl nur derjenige beurteilen, der sich die Verhältnisse in Amerika unbefangen angesehen hat.

Und dann noch eins. Bis vor wenigen Jahrzehnten traf der deutsche Einwanderer drüben ein Volk, das ihm politisch überlegen war, und dem englischen Einwanderer gegenüber hatte er dies Gefühl wohl auch; und was gab denn bis zum Jahre 1870 dem deutschen Einwanderer den nötigen Hintergrund für ein nationales und politisches Selbstbewußtsein? Wie das neue Deutsche Reich als Weltmacht immermehr in Achtung und Ansehen steigt, so hat sich auch in den Vereinigten Staaten die allgemeine Achtung vor dem deutschen Element in den letzten Jahren bedeutend gehoben. In früherer Zeit war, abgesehen von der achtundvierziger Zeit, die deutsche Einwanderung zwar quantitativ zahlreich, doch qualitativ nicht hochstehend gewesen. Jetzt geht eine große Zahl gebildeter junger Leute, Kaufleute, Techniker, Ingenieure, Ärzte, Gelehrte nach drüben, und handelt es sich bei ihnen auch meistens um einen vorübergehenden Aufenthalt, so haben sie ein gut Teil dazu beigetragen, um die Achtung vor dem deutschen Stamme zu heben und zu befestigen. Mögen darum aber auch die Deutsch-Amerikaner sich daran erinnern, daß femehr auf der einen Seite die Achtung vor dem Deutschtum im allgemeinen steigt, um so größer und dringlicher für sie die Pflicht wird, für die Erhaltung ihrer Stammesart einzutreten.